Der
Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

No. 35.

Den 2ten September 1809.

Erklärung des Kupfers.

Eine Partie bei Schweidnitz.

Die Stadt Schweidnitz hat eine sehr angenehme Lage, ist sieben Meilen von Breslau, und nicht weit vom Fuße des Gebirges entfernt.

Bekanntlich war sie vor dem letzten Kriege eine ansehnliche Festung, sie litt auch schon in älteren Zeiten deshalb sehr viel durch feindliche Angriffe und Eroberungen.

Wir haben eine Zeichnung von dieser Stadt gewählt, wie sie uns gegen Morgen, und hinter ihr der zwei Meilen weiter entfernte Zobtenberg sichtbar wird.

Abendempfindung.

„Wieder ein Tag o Gott, ist jetzt von der Erde geschieden.
Mit ihm wandelt das Leben dahin und Kummer und Freude!
Düsteres Dunkel umzieht die Gipfel der stolzen Gebirge,
deckt das ruhige Thal und wiegt in Schlummer die Reiche.
So umhüllet des Todes Gewand die fallenden Blüten
und des Lebens gereifte Frucht mit Blättern und Zweigen!
Friedlich schlummern die Guten, die stark die drückenden Lasten
trugen bis an das Ziel, und dann die Palme des Lohnes
nahmen aus höherer Hand, ihr Haupt zum Schlummer verneigend!
Selig, die ihr ein Herz voll Lieb' und Tugend bewahret,
und der Unschuld köstlichen Schmuck aus jeglichem Wechsel
glücklich entführt, durch Leiden und Lust euch selber errettet.
Ach. labyrintisch verworren sind schier die Wege des Lebens

mühvoll, ungleich und krumm durch sumpfige Thäler
und Wüsten
bald auch durch felsige Höh'n und schroffe Klippen gezogen.
Wie ein Irrgang wandelt dahin durch Rosen und
Disteln
schwankend und ungewiß, zu welchem Ziele er führe,
stets der Sterblichen Meng', von Furcht und täuschender Hofnung
wie ein Ball getrieben vom Sturm, und findet nicht
Ruhe.
Aber ein Gott hat jeglichen Pfad am äußersten Ende
fest mit dem Wege vereint, der eben und reizend zu
schauen
alle die Wanderer einst zur Ruh' und Labsal versammelt.
Darum gehet nur muthig die Bahn, ihr sterblichen
Wesen,
alle vereinet die ewige Lieb' im ewigen Leben!

Einige humoristische Reise-Fragmente.

Erstes Fragment.

Entschluß zu reisen.

Fort mit euch! da liegt und steht bis ich wiederkomme! So sagte ich bey mir selbst zu meinen Büchern, als ich aufs unwiederruflichste den Vorsatz gefaßt hatte, durch eine Reise auch endlich einmal mei-

nen ganzen Körper zu bewegen, nachdem ich meine beiden Augen=Sternlein bereits lange genug allein bewegt hatte. Du lieber Himmel, wie manche schöne deutsche Meile würde im Facit herauskommen, wenn ich jede Buchstaben=Figur in eine grade Linie auflösen, und dann alle die Millionen Buchstaben berechnen wollte und könnte, die ich in meinem Leben buchstabirt, gelesen und durchträumt habe!

Ha, welche Armee von großen und kleinen
Buchstaben würde vor mir erscheinen!
Ich unterjochte mit ihr die Welt
Von einem bis zum andern Belt.
Ich setzte alles in Schrecken und Flammen
Und häufte der Erde Schätze zusammen;
Es würde jede irrdische Macht
Von meinem Buchstaben=Heer verlacht.

Die armen Augen=Sternlein! Was gehörte dazu für eine Anstrengung, für eine Sehkraft, eine solche ungeheure Armee zu übersehen und die Musterung passieren zu lassen! Wie mußten die armen Augen=Sternlein ohne Erbarmung immerfort marschieren, immer von der linken zur rechten Hand trottiren, und waren dann die armen Dinger am Ende der Zeile müde, so müßten sie durch einen salto mortale gleich wieder auf die linke Seite zurückspringen, daß sie den Hals hätten brechen mögen, um die ähnliche Carriere da Capo zu machen. Und dabei gab es wenig oder gar keine Ruhepunkte, keinen Rasttag, keine Station, kein Relais, wo etwa umgepackt, gefüttert oder umgespannt worden wäre; es müßte denn etwa eine Pause gemacht worden seyn, einen Schluck

des

des ach so theuren Kaffee zu nehmen, oder eine frische Pfeife zu stopfen und anzubrennen; oder die Buchstaben, die ich grade etwa las, hätten wie gewisse Schlangen-Arten die bezaubernde Kraft gehabt, einzuschläfern, wie einige Buchstaben-Natur-Forscher wirklich behaupten wollen.

Es liegt in manchen Staben ein Zauber
Zum schlafen, so wie in dem Glauber-
Salze liegt so manche Eigenschaft.
Ich selber habe es oft erfahren
In jüngern, mittlern, reifern Jahren
Daß solche Staben mich langsam erschlafft.

Ach und wie schön, wie wohlthätig, wie Zucker und Honig-süß, wie ächt restaurirend war ein solches Buchstaben-Opiat!

Dank sey den schlaferschaffenden Händen
Für diese sanften Ruhe-Spenden!
Nicht euer Kopf, nein, eure Hand
Wars, die den sanften Schlaf erfand.
Welch Glück verbreitet ihr auf Erden,
Beförderer des Schlafs zu werden!
Den Aermsten macht ihr dadurch reich
Und großer Segen folget euch.

Aber ich habe mir's nun einmal vorgenommen, weder wachsam erhaltende, noch schlafbefördernde Bücher zu lesen. Also vor der Hand Basta! Friede mit euch, bis auf Wiedersehen! Und nun kein Buch, kein Blatt in meine Hand, das mit Schrift bedruckt ist, es wäre denn ein Zeitungsblatt, von dem man mir apodiktisch beweisen könnte, daß nichts als lau-

ter Wahrheiten darin enthalten wären; aber wer kann das? — und somit wäre ich von allem Lesen förmlich dispensirt. Ich packe also ein, schnüre mein Bündel, ergreife Hut und Stock, und gehe.

Doch, nein! das möchte schlecht behagen!
Ich setze mich in meinen Wagen
Und fahr' trap! trap! zum Thor hinaus.
Viel freier wird mein Herz nun schlagen,
Viel rascher wird mein Blut sich jagen,
Je weiter fort von Heerd und Haus.
Ich schwöre mir bey Kopf und Kragen,
Kein Unmuths-Dämon soll mich plagen
Und fing' ers noch so listig an.
Ich will auf diesen Wallfahrtstagen
Als mein Symbol stets zu mir sagen:
Genieße als ein weiser Mann!
O Thor, mit Grillen dich zu tragen,
Und immer erst die Welt zu fragen:
Ob du den rechten Fleck berührt?
Verdaut erst wieder gut mein Magen,
Mag dann die ganze Welt sich schlagen,
Ich lasse gehn, was mich nicht schiert.

Unter diesen Gedanken und Vorsätzen war dann geschehen, was geschehen muß, wenn man mit einiger Bequemlichkeit reisen will; der Wagen war geschmiert, die Pferde eingespannt, mein Coffre gepackt, mein Kutscher und ich, nebst meinem treuen Pudel reisefertig, wie solches letzterer, zu seinem Lobe sey es gesagt, immer ist; ich warf meinem Schreibtisch und meiner Büchersammlung noch einen Abschiedskuß zu, und somit gings die Treppe hinunter,

ter, in den Wagen hinein, und ich fuhr zum Thor meiner lieben Vaterstadt hinaus.

O . . . z.

Die geheimnißvollen Ringe.

Unter der Regierung Franz des Ersten, der dem schönen Geschlecht nichts weniger als abgeneigt war, lebte in Bretagne die Gräfin von Chateau-Briant, eine Frau, die wegen der Reize ihres Körpers und der Vollkommenheiten ihres Geistes in ganz Frankreich bewundert wurde. Ihr Gemahl hatte sie sehr jung geheirathet und sie zur Ehe erhalten, weil er keine Aussteuer verlangte. Sie gebar ihm bald eine Tochter, und er lebte in ihrem Umgang ungemein glücklich. Es würde seiner Freude nichts gemangelt haben, wäre es möglich gewesen, seinen Schatz längere Zeit in dem Winkel von Bretagne verborgen zu halten. Aber der glänzende Ruf ist von vollkommenen Schönheiten eben so unzertrennlich, als der Schatten von dem Körper. Der König ließ sich durch seine Neigung und durch seine Mutter verleiten, diejenigen Damen bei Hofe einführen zu lassen, welche sonst nur bei großen Feierlichkeiten Zutritt erhalten hatten. Auch der Graf von Chateau-Briant wurde eingeladen, seine Frau dort einzuführen, welche die Zierde des Hofes seyn sollte. Er entschuldigte sich lange Zeit, sey es, daß er eifersüchtig war, oder weil er ein geheimes Vorgefühl von dem hatte, was sich hernach wirklich ereignete.

Seine Ausweichungen waren so artig, und mit so wahrscheinlichen Umständen begleitet, daß man kei-

keinen Verdacht gegen seine Ausflüchte schöpfte. Er warf die Schuld auf die eigene üble Laune seiner Frau zurück, und gab sie für eine jener wilden eigensinnigen Schönheiten aus, die nicht leicht gezähmt werden könnten. Aber alle seine Vorsicht konnte den Stern seines Unglücks nicht abwenden. Eine unvorhergesehene Angelegenheit, die sein ganzes Vermögen betraf, rief ihn nothwendig an den Hof und riß ihn von Bretagne weg, wo er so gern sein ganzes Leben einsam und glücklich verlebt hätte.

Da er vorhersah, daß sein Aufenthalt bei Hofe lange dauern würde, so sann er auf ein Mittel, dem Andringen des Königs auszuweichen, ohne sich die Freiheit zu rauben, seine Frau nach seinem Gefallen zu berufen. Seine Erfindungskraft leitete ihn auf zwei sonderbar verzierte Ringe, die ohne großen Werth, aber einander so ähnlich waren, daß man den einen nicht von dem andern unterscheiden konnte. Er behielt den einen für sich, den andern gab er der Gräfin und erklärte ihr: „daß er jetzt an den Hof abginge, wo er vielleicht genöthigt seyn würde, sie nachkommen zu lassen; sie möchte aber keinem seiner Briefe Glauben beimessen, wenn sie nicht den Ring, welchen er mitnähme, beigeschlossen fände.“ Die Gräfin dachte nicht viel über die Erklärung ihres Mannes nach, weil sie beständig weiter, als 100 Lieus vom Hofe entfernt, weder die Vergnügen noch die Gefahren desselben kennen gelernt hatte, und begnügte sich den Ring zu verwahren und ihrem Manne genaue Folgsamkeit zu versprechen.

Der Graf, sehr gnädig vom König empfangen, erhielt jedoch einige Vorwürfe, daß er seine Frau

nicht mitgebracht hatte; allein weil er viel Geist und Gewandheit hatte, so entschuldigte er sich, so lange er konnte, ohne etwas zu versprechen. Er stellte sich endlich an, daß er die ganze Sache der Gräfin überlasse, und schrieb ihr selbst in solchen Ausdrücken, als es der Hof verlangte; allein, da sie den Ring nicht sah, so antwortete sie jedesmal mit immer neuen und sinnreichen Ausflüchten.

Dieser Betrug würde noch länger gedauert haben, hätte der Graf sein Geheimniß besser verwahrt. Allein er hatte einen Kammerdiener, der ihn unbeschränkt beherrschte, und für den er nichts geheim hielt. Dieser bemerkte, daß sein Herr viel Wesens von einem Ringe machte, der ihm doch gar nicht reich und kostbar gearbeitet schien, und fragte nach der Ursach. Der Graf erwiederte ihm: daß er deshalb so großen Werth auf ihn lege, weil er das Geheimniß enthalte, seine Frau kommen zu lassen.

Der Kammerdiener verstand anfänglich nicht diese Worte, aber er dachte darüber so lange nach, bis er einen Theil der Wahrheit errieth. Da er schon mehrmals war angegangen worden, zum Nachtheil seines Herrn dem Hof zu dienen, so suchte er diejenigen auf, die bei ihm sonst nachgeforscht hatten, und sagte ihnen, daß er das Mittel die Gräfin an den Hof zu ziehen, ihnen in die Hände spielen wollte, wenn er in den Stand gesetzt würde, seines Herrn zu entübrigen. Der Handel wurde geschlossen und der Ring geraubt. Man gab ihn einem Goldschmid, der einen andern Ring so ähnlich darnach verfertigte, daß ihn der Kammerdiener selbst nicht unterscheiden konnte. Der falsche wurde unter die Kleinodien des

Gra=

Grafen gemengt und der wahre aufgehoben, um davon gelegentlich Gebrauch zu machen.

Man gab dem Grafen zu verstehen, daß man nicht glaube, daß er aufrichtig der Gräfin schreibe, an den Hof zu kommen, und da er sich erbot, daß er die rührendsten Ausdrücke anwenden, und den Brief demjenigen Courier, den man auswählen würde, übergeben wolle, so hielt man ihn bei dem Wort und schloß den Ring in den Brief. Die Gräfin durch diesen Kunstgriff getäuscht, reiste von Chateau-Briant ab, und kam so schnell nach Paris, daß ihr Mann von ihrer Ankunft noch nicht im mindesten unterrichtet war. Er war indeß über ihre Erscheinung erstaunt, und noch mehr darüber, daß sie ihm die beiden Ringe zeigte. Er erkannte, daß er verrathen war, doch dachte er nicht daran, daß er selbst Gelegenheit zur Verrätherey gegeben hatte. Er klagte dem Himmel sein Unglück, und kehrte auf der Stelle nach Bretagne zurück, aus Furcht, selbst Zeuge seiner eigenen Schande zu werden.

Die Gräfin Chateau-Briant, von demjenigen verlassen, dem das Meiste an der Erhaltung ihrer Ehre liegen mußte, that das, was man von einer Tugend erwarten konnte, die noch keine Versuchung erfahren hat. Sie widerstand eine Zeitlang dem Andringen des Königs und ergab sich endlich. Sie gewann sogleich einen großen Einfluß auf diesen Fürsten, und würde den Grafen, ihren Mann, zu den ersten Stellen des Staates haben erheben lassen, wenn er Lust gehabt hätte, die Eitelkeit der Ehre vorzuziehen. Allein er schlug alles das aus, von dem er vermuthete, daß es ihm nur in Betracht seiner

ner Frau angeboten würde, und wollte nie von ihr reden hören, unter welchem Vorwand dies auch seyn mochte.

Körperliche Schönheit und Häßlichkeit.

Ein schöner Körper ist eine werthe Gabe der Natur, die allen übrigen Eigenschaften des Menschen Glanz und Leben giebt. Die Philosophen mögen Recht haben, wenn sie auf ein vergängliches Gut keinen Werth zu legen ermahnen, allein die schöne Form bleibt immer ein Gut, und gleicht der Brillanteneinfassung eines Kunstwerkes, das zwar an und für sich dadurch nichts besser wird, jedoch durch die Umgebung auf sich aufmerksam macht, und den Vortrab des Verstandes, die Sinne, gewinnt. Eine gute Körpergestalt ist die erste Empfehlung des Menschen, welche oft eben so viel wirkt, als die genauere Kenntniß seiner, nur nach langem Umgang und fortgesetzter Beobachtung entdeckten, großen und vortreflichen Eigenschaften, die das Gemüth dessen, der Menschen nach ihrem eigentlichen oder inneren Werthe schätzt, erst vollkommen und beharrlich an sich ziehen.

Wie viele Bücher werden nicht deshalb ergriffen, weil sie schön gedruckt, oder mit einem prächtigen Einband versehen sind! Das gefällige Aeußere erweckt ein günstiges Vorurtheil für ihren Inhalt, und wenn dieser hinterher nur mittelmäßig gefunden wird, so hat man doch Bekanntschaft damit gemacht, während ein inhaltschweres, gediegenes, vortreflicheş

Werk,

Werk, auf grauen Papier, in Schweinsleder gebunden, ohne äußere Verzierung für eine Charteke gehalten, und ein Fraß der Würmer wird. Das Gesicht des Menschen ist sein Titelblatt, seine Gestalt, sein Einband, beides die ersten Mittel, durch welche er Eindruck macht, seine äußerlichen Manieren die Ladendiener, die ihn anpreisen und in Kauf bringen.

Es gehört zu den demüthigenden Schwächen der Menschen, daß sie sich so leicht durch den Aussenschein und die angenehme oder widrige Anreizung ihrer Sinne bestechen lassen. Aber alles Declamiren dagegen würde nichts ändern, weil alle Kenntniß von äußeren Dingen durch die Sinne zuvörderst aufgefaßt wird, und diese dumme Knechte sind, die nie ein Urtheil bekommen, sondern bloß rapportiren, allein durch die Art dieses Rapportirens nur zu oft die Neigung oder Abneigung ihres Herrn, des Verstandes, bestimmen. Daher die Ungerechtigkeit, daß einer edlen, majestätischen Gestalt sogleich Zuneigung, Hochachtung, Liebe erwiesen werden, hingegen die Häßlichkeit immer eine gewisse Verachtung und Geringschätzung erregt.

Je weniger ein Volk die Denkkraft, den Prüfungs = und Untersuchungsgeist entwickelt hat, und durch Bildung fähig geworden ist, die moralischen Eigenschaften zu erkennen, zu schätzen, und darauf wirklichen Werth zu legen, ohne auf die äußere Gestalt zu sehen, desto mehr hängt es von den Eindrücken des Körpers ab. Darum war der König Saul wegen seiner großen edlen Gestalt den Israeliten zum König willkommen, „denn als er unter das Volk

trat,

trat, war er eines Hauptes länger, als alles Volk. Samuel sprach: Sehet, welchen der Herr erwählet hat, denn ihm ist keiner gleich! Da jauchzte alles Volk und sprach: Glück zu dem Könige!"

Der ganz Vernünftige ist überzeugt, daß die Schönheit der Seele nicht auf der Schönheit des Leibes beruhe, und daß ein häßlicher Mensch allerdings überaus tugendhaft und geschickt seyn könne. Allein da der größte Theil der Menschen nicht immer von äußeren Dingen abstrahirt: so bleibt Regelmäßigkeit der Gestalt immer eine wünschenswerthe Eigenschaft, besonders solcher Personen, die zum Herrschen geboren, oder überhaupt bestimmt sind, einen weitläuftigen Wirkungskreis auszufüllen. Sie gewinnen durch ihr Daseyn bei dem ersten Anblick sogleich ihre Völker und Untergebenen, und prägen ihnen Ehrfurcht ein, selbst wenn sie nicht durch außerordentliche Talente des Geistes hervorglänzen sollten. Diesen Vortheil hatten Ludwig XIV., der Kaiser Augustus, Antonius, und selbst der Schwelger Heliogabalus, der beinah seiner herrlichen Gestalt vorzugsweise die Erhebung zum Throne zu danken hatte.

Es gehören ein ungemein großes, überwiegendes Genie und Umstände dazu, in welche dasselbe hervorstralen und Verdienste, Ruhm und Ansehen erwerben kann, um die Abneigung gegen eine unvortheilhafte Gestalt bei den Leuten zu überwinden. Dem König Agesilaus, der klein, unansehnlich und lahm war, gelang es, das Vorurtheil, das die Lazedämonier gegen äußere Fehler ihrer Heerführer hatten, zu schwächen, weil er selbst über seinen lahmen Fuß

spottete, aber durch die ruhmvollsten Thaten zeigte, daß ein großer königlicher Geist auch in einem häßlichen Körper wohnen könne. Philopömen, der Oberfeldherr der Achäer, war so häßlich, daß die Frau seines Freundes, den er besuchen wollte, ihn für einen Bedienten ansah, und ihn anwies, ihr Holz zu hacken. Dessenungeachtet setzte er sich bei seinem Volke, das, wie alle Griechen, so sehr auf Schönheit hielt, in ein solches Ansehen, daß er mit allen nur möglichen Ehrenbezeugungen erhoben wurde. Eben so wurden die Prinzen Condé und der Herzog von Luxenburg ungemein geachtet, ob sie gleich Krüppel waren. Allein bei allen diesen Männern leuchtete ein so großer auffallender Verstand hervor, und ihre Verdienste und Thaten waren so preißwürdig und weltkundig, zugleich ihr Betragen so einnehmend und weise, daß sie ihre körperlichen Fehler gleichsam wieder gut machten.

Wie sehr aber die Großen, wegen Mangel an Schönheit, ihren Unterthanen verhaßt werden können, wenn nicht außerordentliche Talente und Thaten ihnen zu Hülfe kamen, lehrt die Geschichte Ferdinands des Königs von Spanien. Dieser König wohnte einst einer Prozession in Barcellona bei. Ein Spanier mischte sich in den Hofstaat, und brachte dem König einen Stich am Halse bei, und hätte die starke goldne Kette, die der König am Halse trug, nicht den Stich aufgefangen und den Dolch abglitschen lassen, so würde er ihn auf der Stelle getödtet haben. Man schleppte den Mörder ins Gefängniß und spannte ihn auf die Tortur, um ihn zur Angabe der Mitverschwornen zu zwingen. Allein der Mensch

blieb unerschüttert bei einerlei Aussage, und läugnete irgend eine Verbindung; „sein einziger Bewegungsgrund zur Ermordung des Königs sey gewesen, weil dessen Häßlichkeit ihm unausstehlich wäre; diese sey ihm so widerlich und verhaßt, daß wenn man ihm die Freiheit wiedergäbe, er diese bloß dazu gebrauchen werde, einem Fürsten nach dem Leben zu stellen, der viel zu häßlich sey, als daß er über die Spanier herrschen dürfte.“ Wären alle Spanier seiner Meinung gewesen: so würde es sehr gefährlich gewesen seyn, über die Spanier zu gebiethen, ohne einen einnehmenden Körper zu haben.

Derselbe König mußte eine zweite, wiewohl weniger gefährliche Demüthigung, seiner Häßlichkeit wegen, zu Neapel erdulden. Er befand sich in einem Kriegsschiff, und ein Fischer wollte einen seltenen Fisch dem König persönlich überreichen. Er sah den König, hielt ihn aber für einen Bedienten, und sagte ihm: „Mein Freund, helft mir doch dazu, daß ich den König sprechen kann.“ Ferdinand erwiederte: daß er es selbst sey. Der Fischer betrachtete ihn mit einem spöttischen Gelächter, und verließ ihn. In demselben Augenblick traten drei Hofcavaliere ein, zu denen Ferdinand rief: „Meine Herrn, versichern Sie doch diesem Mann, daß ich der König bin, sonst büßen wir den treflichen Fisch ein, den er für mich bestimmt hat.“

Marius hingegen hatte die Erhaltung seines Lebens seiner majestätischen Gestalt zu danken. Er saß zu Minturná in Kriegsgefangenschaft, und sollte auf Befehl des Sylla hingerichtet werden. Ein Cimber wurde dazu gebraucht. Allein dieser Mensch wurde

durch

durch den Adel und die Hoheit seiner Gestalt dermaßen erschüttert und zur Ehrfurcht gerührt, daß er alle Herzhaftigkeit verlohr, wegging, und so wenig Besonnenheit behielt, daß er sogar die Thür des Gefängnißes hinter sich zu verschließen vergaß, welches denn dem Römer Gelegenheit gab, selbst glücklich nach Afrika zu entkommen.

Auflösung des Räthsels im vorigen Stück.

Der Floh.

Charade.

(Zweysilbig.)

Was fesselt und hält die Körper und Seelen,
was zwinget die Sclaven und bändigt den Herrn?
Ein Etwas, in welchem so manche sich quälen,
doch andre ertragen mit Freuden es gern.
Doch todt ist dasselbe; lebendig das Zweite,
und darum zernagt es das Erste wohl gar,
oft ist es dünn und so fein als ein Haar
und dennoch zerfrißt es die Balken und Häute.
Das Ganze, o Wunder, ein Wesen in Wesen,
das Menschen und Thiere lebendig verzehrt.
Wem solch ein Bewohner einst wurde beschert,
ist sicher nicht glücklich auf Erden gewesen.

Dieser Erzähler wird jeden Sonnabend ausgegeben, und ist in der Buchhandlung bei Carl Friedrich Barth in Breslau so wie auf allen Königl. Preuß. Postämtern zu haben.

10. 36.



Eine Partie bei Schweidnitz